

Frau M.

Die Zeit des Prager Frühlings erlebte ich als Grundschülerin. Die politische Atmosphäre erlebte ich nur am Rande. Ganz sicher weiß ich aber, dass es eine Zeit voll Optimismus und Hoffnungen war. Das lag vor allem an der Begeisterung meines Vaters, der zu den Reformkommunisten gehörte. Seine Überzeugung, dass der Sozialismus auch ein „menschliches Antlitz“ haben konnte, war ansteckend. Umso schmerzlicher war die Nacht vom 20. auf den 21. August 1968. Bis heute sehe ich seine Tränen, die mich so überrascht haben. Er versuchte noch zu glauben, dass der Parteitag in Vysocany die Entwicklung anhält.

Für seine negative Einstellung zur Okkupation wurde er aus der kommunistischen Partei „herausgestrichen“, was eine spezielle Art des Ausschlusses darstellte. Es bedeutete selbstverständlich den Verlust der bisherigen Tätigkeit und finanziellen Nachteile. Für meinen Vater war aber die Androhung eines Nachteiles für seine Kinder das Schlimmste. Weil meine beiden Schwestern bereits außer Haus waren, blieb nur ich zu Hause. Ich machte 1972 das Abitur. Ich war davon überzeugt, dass ich mir meinen Traum erfüllen und Zahnärztin werden würde. Als das Absageschreiben kam, habe ich es nicht verstanden. Meinem Vater aber war es klar. Er versuchte mich davon zu überzeugen, dass ich es an einer anderen Schule versuchen muss, damit ich die Kontinuität mit dem Studium nicht verliere. Die Reise nach Prag, wo ich versuchte, an den Aufnahmeprüfungen für die chemisch-technologische Fakultät teilzunehmen, war für mich sehr erniedrigend. Sie schickten mich von Tür zu Tür, ließen mich stundenlang auf den Gängen sitzen bis sie mir um vier Uhr nachmittags mitteilten, dass es jetzt bereits zu spät sei. Ein paar Tage später kam ein kurzes Schreiben, dass, wenn ich mich politisch korrekt verhalten werde, sie über meine Aufnahme nachdenken werden. An die kommenden Monate denke ich nur ungerne. Ins Arbeitsverhältnis wollten sie mich nirgends übernehmen, bis mein Vater einige Mutige fand. Ich begann in der Verwaltung in den Škoda-Werken zu arbeiten. Das folgende Jahr durchlebte ich wie in einem schlechten Traum.

Am meisten quälte mich, dass mein Verhältnis zu meinem Vater völlig zerrüttet wurde. Was mit meinem Studium wird, war bei uns ein verbotenes Gesprächsthema und jeder von uns kapselte sich ab. Nach einem Jahr begann ich als ungelernte Lehrerin im Kreis Tachov zu arbeiten. Ich musste weitere drei Jahre arbeiten, bis ich erneut zu den Aufnahmeprüfungen zugelassen wurde. Meine erste Zeit als Lehrerin war sehr bewegt, ich konnte nichts, war zu jung und voller Komplexe. Auch das sechsjährige Studium mit zwei Kindern war nicht so einfach. Aber immer, wenn ich zu pessimistisch wurde, machte ich mir die Ungerechtigkeit bewusst, die ich erfahren habe und ich kämpfte weiter. Einen großen Teil an meinem „Erfolg“ hatten mein Partner und die ganze Familie, die mir Kraft gab.

Wenn ich auf mein Lehrerleben zurückblicke, kann ich mit Freude feststellen, dass ich keinen Hass fühle. Heutzutage betrachte ich all die Ereignisse mit einer gewissen Lockerheit, ich sehe sie als einen Teil der damaligen Zeit. Der Einzelne ist nur ein Rädchen in dem großen Rad der Geschichte. Während meiner Lehrtätigkeit traf ich eine Reihe hervorragender Kollegen und Kolleginnen, vor allem eine ganze Menge phantastischer junger Menschen. Sie machten mir bewusst, dass der Lehrer eine Menge gibt, aber noch mehr zurückbekommt.

Meine Geschichte hat mich auch gelehrt zu verzeihen, deswegen will ich die konkreten Namen derer nicht nennen, die sich an meinem Schicksal beteiligt haben, auch wenn ich sie genau kenne. Ich trage dennoch eine große Schuld in mir. Mein Vater starb zu früh, als dass wir hätten über alles sprechen können. Mit Abstand und mit inzwischen erworbenen Geschichtskenntnissen hätte ich Fragen stellen können. Am meisten tut mir leid, dass ich es versäumt habe, ihm zu sagen, wie sehr ich seinen mutigen Standpunkt schätze.